

Österreichisches Museum für Volkskunde
BIBLIOTHEK

Nr.

47827 [K:25]

Standort

N: 18

Lebensquell
Wasser





Lebensquell
Wasser

Ausstellung
Lebensquell Wasser

Margret Bilger Galerie
des Zisterzienserstiftes Schlierbach
Im Herbst 2000

Ethnographisches Museum Schloss Kittsee
Im Frühjahr 2001

Konzeption:

Mag.Dr. Peter Assmann
Prof. Dr. Dietmar Assmann
Matthias Beitzl
Mag. Martin Hochleitner
Prof. DDr. Monika Leisch-Kiesel
Mag. Veronika Plöckinger
Mag. Pater Alfred Strigl

47 827 N:80 [K:25]

24.6.2008

Oberösterreichisches
MLandes
Museum

KULTUR LAND

OBERÖSTERREICH


Ethnographisches Museum
SCHLOSS KITTSEE

H₂O

Fast scheint es ein wenig, als ob sich zeitgenössische Kunst im Umgang mit dem Wasser auf die Erfahrung der chemischen Zusammensetzung, also einer rein analytischen und funktionalen Materialfragestellung reduzieren würde. Die Faszination des Erlebnisses der Wassermasse, die gleichsam „übernatürliche“ Zuordnung an dieses Grundelement des Lebens, scheinen in den aktuellen künstlerischen Überlegungen kaum eine Rolle zu spielen. Von jeglicher im weitesten Sinne „transzendenter“ oder gar „religionsnaher“ Zuordnung dieses Elementes und einer entsprechenden künstlerischen Auseinandersetzung ist man weit entfernt: Das „Weihwasser“ ist ein Relikt.

Die Situation insgesamt ist allerdings nicht ganz so profanisiert, wie es auf diesen ersten Blick erscheint, es ist jedoch klar, dass sich gerade das Verhältnis zwischen Mensch und Wasser als ein Verhältnis selbstverständlicher Benützung präsentiert, ja gleichsam zu einem Paradigma westlicher Zivilisation geworden ist: eine Art Basisversorgungssystem für den Menschen ohne jegliches Rätsel oder Geheimnis. Vielleicht mag in manchen Fällen das Fehlen von Trinkwasser aus der Wasserleitung die Selbstverständlichkeit dieser Verfügbarkeit kurzfristig in Frage stellen, eine grundsätzliche neue Bestimmung des Verhältnisses wird dadurch jedoch in keiner Weise angeregt: Es gilt hier vielmehr ein Versorgungsproblem zu lösen.

Ein kurzer Blick zurück in die Geschichte zeigt allerdings sehr rasch, wie jung diese Entwicklung ist; er zeigt, dass eine flächendeckende Wasserversorgung in den Wohnungen der Menschen eine zivilisatorische Errungenschaft unseres Jahrhunderts ist, dass frisches Wasser – aber auch die Bewältigung von zuviel Wasser – noch vor einem Jahrhundert höchste Anforderungen an die Gemeinschaft der Menschen stellte, und Wasser dementsprechend auch eine völlig andere, transzendente Aufladung erfahren hat. Heute steht im

Sinne einer solchen Gemeinschaftsherausforderung gleichsam das Menetekel der Wasserverschmutzung an der Wand geschrieben – letztlich aber auch im Sinne eines technisch zu bewältigenden Problems der Menschheit und nicht als eine mögliche neue Verbindung zu über die Technik hinausgehenden Fragestellungen.

Es gibt sie aber doch, jene aktuelle künstlerische Faszination am Element des Wassers; die in dieser Ausstellungspublikation versammelten Beispiele vermitteln sehr gut die jeweilige konzeptuelle Ausrichtung. In ihren quasi monochromen Wasserfotos spürt Inge Dick nichts Geringerem nach als dem Phänomen der Unendlichkeit, dem Eindruck eines Raumes, einer Fläche, eines Körpers ohne Grenzen – eine Qualität, die immer wieder in der Kunstgeschichte im Zusammenhang mit dem Wasser gebracht wurde. Es sei in diesem Zusammenhang nur beispielhaft auf die so romantisch markanten Werke von Caspar David Friedrich verwiesen. Für Alois Lindenbauer ist das Element des Wassers zum einen eine dynamische Naturgröße, die immer wieder von neuen Veränderungsprozesse in Gang setzt, zum anderen aber auch eine Art körperliche Umfassungsgröße. Bedenkt man in diesem Zusammenhang die fälschliche Benennung unseres Planeten als ERDE, der ja in seiner Oberfläche 4/5 von Wasser bedeckt ist und daher besser AQUA heißen sollte, so vermittelt der Künstler in sehr sensibler Weise die Faszination an der Kraft des Wassers, einer Kraft, die sowohl die Energie der Veränderung, wie auch der Kontinuität in sich trägt.

Peter Bischofs ausgestellte Malwerke vermitteln diese Faszination am Element des Wassers gleichsam im Sinne einer Darstellung des Verwachsens des Wassers mit dem Menschen. Sein großes Thema der letzten Jahre „Der Mensch in Bewegung“ wird hier gleichsam in eine produktive Kollision mit der Kraft des Wassers gebracht und diese inhaltliche Festlegung zudem mit im weitesten Sinne „Wasserfarben“ erfahrbar gemacht.

Also doch nicht nur H₂O: Schöpfungsmythen und wissenschaftliche Forschung stellen in auffälliger Übereinstimmung fest, dass Leben und damit das „Neue“ aus dem Wasser entsteht – auch weiterhin und auch in der Kunst.

„Lebensquell Wasser“ in Liturgie und Volksfrömmigkeit

Ohne Wasser gibt es bekanntlich kein Leben! Als lebensschaffendes Element gilt es in vielen Schöpfungsgeschichten, auch in der Bibel (*Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde; die Erde aber war wüst und wirr, Finsternis lag über der Urflut, und Gottes Geist schwebte über dem Wasser.* Gen. 1, 1-2), als Urstoff, aus dem die Welt und auch die Menschen entstanden sind. Es ist aber auch durch seine zerstörerische und alle Grenzen durchbrechende Kraft unheimlich und offenbart menschliche Ohnmacht. Dementsprechend groß und vielfältig ist seine Bedeutung in Mythos und Kult. Heilige Quellen, Brunnen, Personifizierung von Flüssen, letztlich alles Wasser, auch das Meer, partizipiert an der wirksamen Kraft dieses geradezu sakralen Elementes, das als Urgrund der Welt als Spender und Erhalter jeden Lebens und der Fruchtbarkeit in den verschiedenen Religionen verehrt wird.

Wasser ist aber auch Sinnbild der Gnade und des Heils, letztlich auch ein Bild des Heiligen Geistes, der uns in der Taufe ein neues Leben schenkt, und damit in der Liturgie und im weiteren in der Volksfrömmigkeit ein häufig verwendetes Element. In der Bildsprache wird allerdings dieser Heilige Geist zumeist in Gestalt einer Taube (wie er bei der Taufe Jesu am Jordan erschienen ist) oder in Form von Feuerzungen (nach dem Bericht in der Apostelgeschichte, 2, 1-13), die sich am Pfingsttag auf die Apostel niederließen, als sie den Heiligen Geist empfangen, dargestellt. Die Taufe selbst aber erfolgt durch das Wasser.

In Darstellungen der Taufe ist demnach auch das Wasser zentrales Element. Sei es, daß bei der Taufe Christi der Fluss Jordan entsprechend dargestellt ist, in den Christus eintaucht bzw. aus dessen Wasser er emporsteigt, oder aber daß Johannes d. T. mit einem Ge-

faß Wasser aus dem Jordan auf Christus gießt – ein beliebtes Motiv für den Deckel der Taufwasserbecken in unseren Kirchen, wie auch auf jenem von Thomas Schwanthaler in unserer Ausstellung. Die Taufe Jesu im Jordan ist desgleichen ein öfter wiederkehrendes Motiv bei Glasfensterentwürfen für Taufkapellen von *Margret Bilger*.

Das Weihwasser erinnert an die Taufe, hat aber reinigende sowie schützende Funktion. Dies spielte im Christentum eine viel größere Rolle als heute, wo es fast nur mehr bei verschiedenen Benediktionen verwendet wird. Beim Betreten und beim Verlassen einer Kirche benetzt man sich mit ihm, wofür eigene, oft künstlerisch besonders gestaltete Becken geschaffen wurden. Vor der Liturgiereform wurde das mit geweihtem Salz versehene und eigens geweihte Wasser vor dem Sonntagsgottesdienst auf die Gläubigen gesprengt (Aspersion), eine Anlehnung an verschiedene in der Antike gebräuchlich gewesenen Lustrationsriten. Über die Weihwassergefäße, die im privaten Bereich verwendet werden bzw. wurden, vgl. den Beitrag von Gerald Egger.

Zumindest hingewiesen sei auf den Wasserzusatz zum Wein, der für die Verwandlung in das Blut Christi beim Meßopfer vorbereitet und damit ebenfalls zu einem besonderen „Lebensquell“ wird.

Die heiligende und heilende Kraft des Wassers ist nicht selten auch der Ursprung für die Entstehung eines Wallfahrtsortes, wobei insbesondere die Muttergottes damit in Verbindung gebracht wurde. G. Gugitz nennt allein für Oberösterreich 85 Kultstätten in Verbindung „mit Quellen oder Brunnen, die alle als heilkräftig erachtet wurden und einen wesentlichen Beweggrund zur Wallfahrt abgaben“; 31 davon sind der Muttergottes geweiht, vor allem jene, die erst nach der Reformationszeit entstanden sind. Dazu zählt ja auch die weltweit wohl bekannteste Gnadenstätte in Verbindung mit einer Heilquelle, nämlich Lourdes in Südfrankreich. Häufiger als in Verbindung mit Steinen oder Bäumen, die ebenfalls als numinose Momente für die Entstehung einer Wallfahrt anzusehen sind, wur-

den Quellen oder (Heil-)Brunnen bei Wallfahrtsorten namenbildend. Hier ist zu allererst auf die verschiedenen „*Maria Bründl*“ hinzuweisen (z.B. bei Putzleinsdorf, Raab, Poysdorf), weiters (*Maria*) *Brunnenthal* bei Schärding, *Maria Blasibrunn* bei Losenstein, *Pulkaubründl* bei Rafing (Bez. Horn), *Maria Fieberbründl*, *Heilbrunn*, *Heiligenbrunn*, *Maria Helfbrunn* in der Steiermark, *Heiligwasser* oberhalb Igls/Innsbruck oder *Die drei heiligen Brunnen* von Trafoi in Südtirol. Der Name *Mariabrunn* (Wien, 14. Bezirk) geht auf eine Legende zurück, nach der die Gnadenstatue von Gisela, der Gemahlin des hl. Königs Stephan v. Ungarn, hier in einem Brunnen gefunden worden ist, in den sie übrigens noch ein zweites Mal geworfen wurde, bis sie 1490 neuerlich entdeckt wurde. Neben der Kirche wurde 1655 der Ursprungsbrunnen errichtet, der zeitweise mehr Zulauf hatte als die Wallfahrtskirche. Von Adlwang ist eine Legende überliefert, wonach der Kultgegenstand, eine Pietà, unter einer mächtigen Linde bei der vielbesuchten Heilquelle unterhalb der Kirche aufgefunden wurde; mehrmals wäre beim Brunnen auch eine überaus schöne, mit hellem Glanz umgebene Frau gesehen worden. Zumindest erwähnt werden soll auch als weiteres Gründungsmotiv einer Wallfahrt die „Anschwemmungslegende“, z.B. das Gnadenbild von Ach, das die Salzach an dieser Stelle angeschwemmt haben soll, oder das wundertätige Kreuz von Aschach an der Donau.

Wasser aus diesen Heilbrunnen war auch ein beliebtes Mitbringsel von einer Wallfahrt. Wir kennen das aus neuerer Zeit von Lourdes und vielen anderen marianischen Wallfahrtsorten. Für das Wasser aus dem berühmten Pilgerbrunnen von 1515 aus *St. Wolfgang* im Salzkammergut oder von der Quelle bei der Einsiedelei des Heiligen am *Falkenstein* („von St. Wolfgangus wuntertaetiger Weis erwecket“, wie es in einer Legende heißt) wurden eigene, zumeist blaue, beutelförmige „Wolfgangiflascherl“ hergestellt, deren einige ebenfalls in der Ausstellung gezeigt werden. Auch anderen Heiligen werden Quellwunder zugeschrieben, so z.B. dem hl. Friesenmissionar Willibrord. Im Alten Testament lesen wir von Moses, der mit

seinem Stab in der Wüste Zin auf Geheiß Gottes aus dem Felsen Wasser strömen ließ (Numeri 20, 1-11) und damit das Volk Israel vor dem Verdursten rettete.

Mehrere Heilige fanden im Wasser ihr Martyrium. Am bekanntesten bei uns wurden die hll. Florian (304 mit einem Mühlstein um den Hals in die Fluten der Enns gestützt) und Johannes Nepomuk (1393 in der Moldau ertränkt). Durch sein Attribut, Wasser in einem Eimer, wurde der hl. Florian zum Retter aus Feuergefahren und damit das Wasser, in dem er zwar den Tod fand, zum lebensrettenden Element. Johannes Nepomuk, der von der Prager Moldaubrücke hinabgestürzt wurde, ist zum bedeutendsten Brückenbeschützer geworden und der hl. Christophorus, der das immer schwerer werdende (Christus-)Kind auf seinen Schultern sicher durch den reißenden Fluss trug, zu dem am häufigsten angerufenen Verkehrspatron.

Zum Abschluß dieses kurzen Überblicks über die Bedeutung des Elementes Wasser in Liturgie und Volksfrömmigkeit, der natürlich mit vielen anderen Beispielen erweitert werden könnte, seien einige Stellen aus dem Alten und Neuen Testament sowie aus der Osternachtsliturgie zitiert, die in besonderer Weise zum „Lebensquell Wasser“ Bezug haben:

„Wie der Hirsch lechzt nach frischem Wasser
so lechzt meine Seele, Gott, nach dir“

(Psalm 42,1)

„Ihr werdet Wasser schöpfen voll Freude
aus den Quellen des Heils.“

(Jesaja 12,3)

„Wer von dem Wasser trinkt, das ich ihm geben werde,
wird niemals mehr Durst haben;
vielmehr wird das Wasser, das ich ihm gebe,
in ihm zur sprudelnden Quelle werden,
deren Wasser ewiges Leben schenkt.“

(Johannes 4,14)

„Das Lamm in der Mitte vor dem Thron
wird sie weiden und zu den Quellen führen,
aus denen das Wasser des Lebens strömt.“

(Offenbarung 7,17)

„Es steige herab in diesen vollen Born die Kraft des
Heiligen Geistes und sie befruchte die ganze Substanz
dieses Wassers, auf daß es Wiedergeburt bewirke.“

(Taufwasserweihe)

Literaturhinweis: Verschiedene Stichwörter im Lexikon für Theologie und Kirche, Freiburg i. Br. 1957 ff. sowie im Lexikon der christlichen Ikonographie, Freiburg i. Br. 1968 ff. – Gustav Gugitz: Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch, 5 Bde., Wien 1955 ff.

Mariengnadenbilder in Verbindung mit „heiligem“ Wasser
Kleine Wallfahrtsbildchen, 18.-20. Jht.
Sammlung D. Assmann

Eine Reihe von vor allem marianischen Wallfahrtsorten verdankt seine Entstehung dem Vorhandensein einer (Heil-)Quelle; bei einigen kommt dies schon in der Bezeichnung des Gnadenortes („Maria Bründl“, „Heiligwasser“) zum Ausdruck. Die bekannteste Gnadenquelle wurde weltweit Lourdes in Südfrankreich.



Andachtsbild von Montagnaga/Pinë (Trentino)

Das Gnadenbild von Montagnaga ist eine Filiation der „Beata Vergine della Fonte“ in Caravaggio, einem bedeutenden Wallfahrtsort südlich von Bergamo. 1432 erschien dort die Gottesmutter; an dieser Stelle entsprang eine Quelle und ein von einem Spötter in sie gesteckter Stab ergrünte plötzlich. In Montagnaga erschien Maria mehrmals 1729 einem Hirtenmädchen, das das Bild von Caravaggio sehr verehrte.



Unsere liebe Frau von Caravaggio in
Pine, gekrönt am 11. August 1894.



Der heilige Brun in Maria Adelwang
St Polten. b J Nowobradzky

Der heilige Brun in Maria Adelwang



I. Theil.

J.A. Ehman. Cath. Renov. A.V.

Taufe Christi, Buchillustration, 18. Jht.

„Wasserheilige“

Kleine Andachtsbildchen, 18.-20. Jht.

Ist es bei der Verbindung mit einer Gnadenstätte eine heilsame Wirkung, so steht hier häufiger das Wasser in seiner Gefährlichkeit vor uns, wobei verschiedene Heilige, die im Wasser ihr Martyrium fanden (Florian, Erasmus, Johannes Nepomuk) zu Patronen weniger gegen Wassergefahren wurden als vielmehr in gelegentlich falscher Deutung ihres Attributes (Wasser im Eimer wurde beim hl. Florian zum Feuerlöschkübel); der hl. Christophorus trägt das immer schwerer werdende (Christus-)Kind sicher über den reißenden Fluss und wurde so zum Verkehrspatron. Daneben gibt es aber auch Heilige, die eine besondere Quelle zum Sprudeln brachten (z. B. Willibrord) oder Moses, der Wasser mit seinem Stab aus dem Felsen schlug.





Maria Taferl, Bründlkapelle. Kultgegenstand ist wie in der Wallfahrtskirche eine Pietà (1710), das „heilige“ Wasser sprudelt aus der Seitenwunde Christi. Besonders bei Augenkrankheiten aufgesucht (Benetzen der Augen mit dem als heilsam angesehenen Wasser). Aufn.: D. Assmann, 1970

Weihwassergefäße

(Auszug aus einem Beitrag von *Gerald Egger*: „Das geweihte Wasser in Kult und Brauch“, in: *Volkskunst heute*, 10.Jg. (1991), Heft 2)

Seit altersher galten Quellen als rein und unberührt und wurden mit Heiligtümern bestimmter Gottheiten in Verbindung gebracht (Tempelquellen). Mit dem zugeleiteten Brunnenwasser wurden die Weihwasserschalen gefüllt. An der Ausgangshalle zu den griechischen Tempeln standen schalenförmige Gefäße mit geweihtem Wasser. Es waren freistehende Becher aus Erz, Stein oder edlen Metallen. Vor dem Betreten des Tempelbezirkes wurde nicht nur ein Bad aus lebendigem Wasser oder Seewasser genommen, sondern die Priester besprengten das eintretende Volk mit Weihwasser aus den vor den Temeleingängen aufgestellten Becken. Die Eintretenden konnten auch die Hand in das Weihwasserbecken tauchen oder sich mit Zweigen der betreffenden Gottheit geweihten Pflanze besprengen. Von Theophrastus, dem bedeutendsten Schüler von Aristoteles, wissen wir, dass man an Kreuz- und Scheidewegen sich das Haupt mit Weihwasser besprengt habe. Weihwassergefäße aus kostbarem Material und von kunstvoller Arbeit waren beliebte Weihegeschenke und trugen als Inschrift die Widmung an die Gottheit.

Altgriechische Weihwassergefäße mit dorischen oder ionischen Stilelementen wurden, durch biblische Sprüche umgeweiht, von der christlichen Kirche übernommen.

Verschiedenartige Weihwasserbehälter sind seit dem frühen Mittelalter bekannt, jedoch in wenigen Exemplaren erhalten. Neben den tragbaren kesselförmigen Behältern gibt es ortsfeste Becken, die man im Eingangsbereich von Gotteshäusern aufstellte. Aus der Mitte des 16. Jhts., der Zeit des Konzils von Trient, werden schmuck- und ornamentlose Weihwasserbecken genannt, die im Barock muschelförmig ausgeführt wurden (vgl. z.B. das große Marmorbecken im Alten Dom in Linz).

Eine weitere Gruppe sind leicht bewegliche kleine Gefäße („Weihbrunnkessel“), die im häuslichen Bereich verwendet werden. Sie sind auch heute in den Wohnräumen (Stuben) direkt neben der

Türöffnung in Kopfhöhe angebracht. Morgens, abends und zu verschiedenen Tagesanlässen besprengt sich der Gläubige mit Weihwasser und bekreuzigt sich beim Verlassen bzw. Betreten des Raumes.

Die Erzeugung von Art und Zahl der Weihwassergefäße richtete sich nach der Nachfrage, die aufgrund religiöser und sozialpolitischer Strömungen sowie aufklärerischer Reformen ihre Prägung erhielt. Aus dem Spätbarock sind uns Behälterformen mit typischen Dekors und religiösen Motiven erhalten, die vorwiegend in Ton und Zinn verarbeitet wurden. Bereits um die Mitte des 18. Jhts. werden für den privaten Gebrauch serienmäßig hergestellte Weihwassergefäße nachgewiesen. Als frühestes Beispiel scheint ein um 1739 in Meißen hergestelltes Exemplar auf. Spätere Gefäße wurden bemalt und in der Folge barocker ausgeformt (Engelköpfchen, geflügelte Engel, Spiralranken, Blattmotive als Ziermuster bis hin zu reichhaltigen und beschwingten Muschelornamenten). Gleichzeitig gibt es aus dieser Zeit auch Weihwassergefäße aus Hafnerton, die religiöse Motive aufweisen.

In der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts konnte die industrielle Manufaktur ihre Erzeugnisse vehement auf den Markt bringen, sodass neben den mundgeblasenen Behältern vor allem der böhmischen und venezianischen Glasbläserei andere Materialien für die Herstellung dieser Behälter verwendet wurden. In Materialverarbeitung und Formgebung wurde dabei den betreffenden regionalen und sozialen Verhältnissen Rechnung getragen. Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts weist in verschiedenartigen Materialien und Gestaltungsformen ein bereits massenartiges, klischeehaftes, wenngleich formdifferenziertes Angebot auf und läßt die individuell-handwerkliche Formgebung vermissen. Die Palette reicht somit vom handgefertigten Ton bis zu den Präge- und Gußformen, vor

Zoodóchos Pigí / (Maria) lebensspendender Quell. Neue Ikone aus Kritsi / Kreta. Ursprungsbild dieses vor allem in Griechenland weit verbreiteten Typus der Muttergottes auf der Brunnenschale in Konstantinopel; in Mistra / Peloponnes seit dem 14. Jht. Aufn.: D. Assmann, 1998



allem der Porzellanmanufaktur. Dazwischen liegen noch Gebilde aus geschmiedeten sowie gegossenen Metallarten, geblasenem und gepreßtem Glas, sowie geformter Tonmasse. Seltener war die Verarbeitung von Edelmetallen, da diese Erzeugnisse dem Volke zu teuer gekommen wären, wenn hiebei von gelegentlicher Metallversilberung abgesehen werden will.

Um die Jahrhundertwende bis in die Zwanzigerjahre hat der Jugendstil der Herstellung den Stempel aufgedrückt. Auch der Zweite Weltkrieg hat Formen hervorgebracht, die vor allem durch keramische Erzeugnisse bei mangelnder christlicher Symbolik, politisch und ideologisch bedingt, gekennzeichnet sind.

Die gegenwärtige Erzeugung trägt den heutigen Ansprüchen und Nachfragen Rechnung. Wir finden Neuformen teilweise in einschlägigen Fachgeschäften, aber auch unter dem angebotenen Gebrauchsgeschirr in Großkaufhäusern. Hier läßt sich deutlich der Inventarisierungscharakter ohne religiösen Bezug erkennen. Daraus läßt sich unschwer ableiten, daß Erzeugnisse dieser Art zu Einrichtung, Geschirrgarnitur und so zum Interieur passen müssen, während der früheren Verwendung heutiger Altformen eine eigene religiöse Zweckbedeutung zugesprochen werden muss. Hiefür sprechen auch die gegenständlich deutlichen Ausformungen religiöser Motive, deren Vielfalt sowie die gesamtkompositorische Formgebung: Die schmuckreiche Umrahmung aus Säulchen, Rosen, Blüten- und Blätterdekor – häufig in Hausaltarmanier – läßt auf eine naiv anmutende Ästhetik in Farb- und Formsinn schließen. Das geweihte Wasser, das heilige Sprengwasser, wurde bei vielen religiösen und brauchtümlichen Handlungen verwendet. Abschlüsse und Bündnisse zwischen Völkern und Einzelnen wurden damit geschlossen. Auch im familiären Bereich war und ist das „aqua benedicta“ bedeutsam. Bis in unsere Gegenwart bieten Lebens-, Jahres- und Arbeitskreis Anlässe und Möglichkeiten, dieses kirchlich geweihte Wasser zu benutzen.

Weihwasserkessel aus Porzellan, stehend („Weihbrunn“)





Holz-Weihwasserkessel, bemalt



Weihwasser-Hängekessel aus Porzellan, 19./20. Jhd.

Lebensquell Wasser im täglichen Leben

Die Erde, „blauer Planet“ genannt, ist zu 70 Prozent mit Wasser bedeckt, doch nicht einmal drei Prozent davon sind Süßwasser, und nur ein Zehntel dieser Menge ist flüssig vorhanden. Das übrige Süßwasser ist in Gletschern und den Polarkappen gefroren.¹

Wasser ist für Mensch und Tier lebenswichtig: Es dient als Trinkwasser, man benötigt es für pflanzliche und tierische Nahrung und als Mühlradantrieb, Wasser kocht oder kühlt ebendiese Nahrung; es wird zum Waschen, Feuerlöschen und Transportieren (von Lebensmitteln und Gebrauchsgütern sowie in früheren Tagen auch von Neuigkeiten bzw. Informationen) verwendet.

Am wichtigsten war und ist sicherlich das Trinkwasser. Dieses wurde in ländlichen wie in städtischen Gebieten in Brunnen an die Oberfläche befördert und von dort von den Frauen, älteren Kindern oder Dienstboten mit Kübeln und Kannen in die Häuser geholt. Dadurch dienten die Brunnen auch als Kommunikationszentren, wo man Neuigkeiten austauschen konnte, während man darauf wartete, an die Reihe zu kommen. Dasselbe galt für das Anstellen bei den Wiener Wasserwägen: Wassermänner brachten mit ihren Pferdewägen das „begehrte Nass“, das sogenannte Wasserweiber in Butten in die oberen Stockwerke der Häuser trugen.²

Das vom Brunnen oder vom Wasserwagen geholte Wasser wurde im Haushalt – nach der jeweiligen Weiterverwendung – in höheren Schaffen für reines Trinkwasser und niedrigeren Abwaschschaffen aufbewahrt. Die Schaffe bestanden ursprünglich aus Holzdauben, die mit Holzruten bzw. später mit Eisenbändern zusammengehalten wurden. Zwei gegenüberliegende Dauben, länger als die übrigen, waren durchlocht und dienten als Handgriffe. Später wurden sie von Emailleimern und Blechschaffen abgelöst.³ Nach dem Abwaschen diente das gebrauchte, abgestandene Wasser mitsamt der

Speisereste – vor allem im ländlichen Raum – zum Gießen bzw. Düngen im Hausgarten, sodass kaum ein Tropfen verschwendet, also ungenützt weggeschüttet wurde.

Um eine größere Menge Wasser aus Brunnen oder Wasserleitungen sammeln zu können, wurden Speicherbauten an höhergelegenen Stellen oder – in flachen Gegenden wie dem nördlichen Burgenland – Wassertürme errichtet, von wo aus das Wasser durch Eigendruck weiterfloss.⁴ Manche der großen Meierhöfe der ehemaligen Herrschaft Ungarisch-Altenburg beispielsweise verfügten über solch sichtbare Zeichen der Wasserversorgung. Auch auf den Feldern wurden tiefe Brunnen mit Hebewerken errichtet, um eine gute Ernte zu sichern. Und noch ehe die Gutsarbeiter/innen in den Genuss fließenden Wassers kamen, wurden Wasserleitungen zum Tränken der Tiere in die Ställe verlegt.⁵

In Wien erfolgte die Wasserversorgung lange Zeit ebenfalls über öffentliche und Hausbrunnen, welche jedoch mit dem Anwachsen der Bevölkerungszahl nicht mehr ausreichten. Bereits zu Beginn des 16. Jahrhunderts klagte man über Trinkwassermangel, wobei dieses den heutigen Vorstellungen an Reinheit keinesweg entsprach. Als Folge von fehlenden Kanälen und durchlässigen Senkgruben kam es durch die zunehmende Verseuchung des Bodens zu regelrechten Brunnenvergiftungen. Die erste urkundlich belegte Wasserleitung wurde um 1553 als „Siebenbrunner Hofwasserleitung“ für die kaiserliche Burg errichtet. Doch auch Klöster, Stifte, Kasernen, Palais des Hochadels und Gebäude der Ministerien waren an diese Leitung angeschlossen. Als die verschiedenen öffentlichen

Taufe Christi. Nicula/Rumänien, Hinterglasbild, Mitte 19. Jahrhundert, Ethnographisches Museum Schloss Kittsee, Inv. Nr. 4922, H=28 cm, B=25,5 cm

„Zu der Zeit kam Jesus nach Galiläa an den Jordan zu Johannes, daß er sich von ihm taufen ließe. [...] Und da Jesus getauft war, stieg er alsbald herauf aus dem Wasser. Und siehe, da tat sich der Himmel auf, und er sah den Geist Gottes wie eine Taube herabfahren und über sich kommen. Und siehe, eine Stimme vom Himmel herab sprach: Dies ist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe.“ (Matthäus 3, 13 – 17)



und privaten kleineren Wasserleitungen durch die Vororte bzw. Bezirke Wiens – auch aufgrund der immer stärkeren Verbauung und der vermehrten Pflasterung der Straßen, welche zu einem Sinken des Grundwasserspiegels führte – nicht mehr ausreichten, ließ Kaiser Ferdinand I. eine einheitliche Wasserleitung für Wien und die Vorstädte errichten. Das Wasser wurde dem Grundwasserstrom, der seine Speisung zum größten Teil vom Donaukanal erhielt, mittels Dampfmaschinen gehoben. Mit der Vollendung und Inbetriebnahme der I. Wiener Hochquellenleitung 1873 wurde die Kaiser-Ferdinand-Leitung aufgrund ungenügender Wasserqualität außer Betrieb gesetzt. Die neue Leitung – auf Initiative und unter der Bauaufsicht des Geologen, Paläontologen und Politikers Eduard Suess – brachte und bringt auch heute qualitativ hochwertiges Wasser von mehreren Quellen im Rax-, Schneeberg- und Schneealpenmassiv. Sie wurde durch die II. Wiener Hochquellenleitung ergänzt, die 1910 in Betrieb ging und aus steirischen Quellen des Hochschwabzuges gespeist wird. Diese beiden Leitungen versorgen bis heute die Wiener Bevölkerung mit hochqualitativem Trinkwasser.⁶ Abgesehen von seiner Funktion als (billigster) Durstlöscher diente Wasser früher in flüssiger wie auch in gefrorener Form der Kühlung von Lebensmitteln. Die bereits erwähnten Meierhöfe benutzen Wasserkühlung am Hof sowie speziell konstruierte Kühlapparate und Eis während des Transportes nach Wien, um die Milch frisch zu halten.⁷ Wasser war nicht nur zur Frischhaltung und Zubereitung zahlreicher Speisen, sondern auch als Antriebsmittel von Getreidemühlen notwendig. Wassermühlen, meist mit überschlächtigen Rädern.

Wasserflasche. Tótkomlos/Ungarn, 19. Jahrhundert

Ethnographisches Museum Schloss Kittsee, Inv. Nr. 5502, H=28 cm

Dieses Gefäß dient dem Wassertransport bei der Feldarbeit oder auf der Jagd und wird aus Holz oder Ton hergestellt. Die Flasche kann mittels eines Lederriemens über die Schulter gehängt oder am Sattel befestigt werden, sodass beide Hände frei sind für die verschiedenen Verrichtungen. Wasserflaschen aus Holz waren aufgrund des billigen Materials weit verbreitet und wurden vom Drechsler hergestellt.



sind bereits seit dem 10. Jahrhundert bekannt und befanden sich vorerst in Klosterbesitz. Sie wurden jedoch bald auch von den Grundherrschaften und Städten überall dort gebaut, wo viel Getreide anfiel und entsprechend Mühlwasser vorhanden war. Da die kleineren Bäche jedoch nicht immer genug Wasser zum Betrieb der Mühlen führten, errichtete man Mühlen auf in der Donau verankerten Schiffen. In Wien geschah dies vor allem auch am Wienfluß, woran Namen wie Bärenmühldurchgang, Heumühlgasse, Mühlgasse, Hofmühlgasse im vierten, fünften und sechsten Gemeindebezirk erinnern.⁸

(Über-)Lebensnotwendig war und ist Wasser auch für die Bekämpfung von Feuer. Kaiserin Maria Theresia verordnete eine allgemeine Hilfspflicht für alle Dorfbewohner im Seewinkel, wo die Häuser schilfgedeckt und daher besonders brandgefährdet waren. Darüber hinaus war jeder einzelne angehalten, hinter seinem Haus stets einen mit Wasser gefüllten Kübel bereit zu halten. 1848 wurde im Zuge der Bildung des Vereinsrechts die Basis für die Gründung von Freiwilligen Feuerwehren geschaffen. Die Feuerwehredepos mit der entsprechenden Ausrüstung – vorerst Handspritzen, später Spritzenwagen, Kübel, Hacken, Helme und Kleidung – befanden sich ursprünglich am Dorfanger in unmittelbarer Nähe des Dorfteiches.⁹

Zu guter Letzt sei noch die Körper-, Kleidungs- und Hausreinigung erwähnt, die ohne Wasser nicht möglich wäre. Besonders das Wäschewaschen beanspruchte vor der Erfindung der Waschmaschine viel Zeit und Kraft und wurde für viele Frauen zum Beruf. Um den hartnäckigen Schmutz aus der Wäsche zu lösen, weichte man diese meist über Nacht in möglichst weichem, also Regenwasser ein, dessen Wirkung mit Hilfe von Lauge verstärkt wurde. Besonders verschmutzte Stellen wie Krägen und Manschetten behandelte man zusätzlich mit Seife. Am nächsten Tag, bei berufstätigen Frauen der Samstag, folgte das Sechteln bzw. Auskochen, die mechanische Reinigung mit Pleuel, Waschrumpel oder Bürste und schließlich das mehrmalige Schwemmen in wenn möglich fließendem Wasser.¹⁰ Diese aufwendige und schwere Arbeit ließen sich ver-

mögendere Gesellschaftsschichten gerne abnehmen: „Im 19. Jahrhundert war das Waschen gegen Lohn eine gängige Erwerbsquelle für Frauen in der Stadt. Sie arbeiteten entweder direkt für einen Haushalt oder als Lohnarbeiterinnen in einer gewerblichen Wäscherei, die ab 1850 in den Städten [...] eröffnet wurden.“¹¹

Neben diesen zahlreichen „profanen“ Verwendungszwecken von Wasser erhält dieses als Weihwasser und von heiligen Brunnen oder Quellen besondere Bedeutung für den Menschen.¹²

Anmerkungen:

- 1 Vgl. Wasser: Vom Lebensquell zur Luxusware. <http://www.greanpeace.de> vom 20. 7. 1999, S. 1.
- 2 Vgl. Donner, Josef: Dich zu erquicken, mein geliebtes Wien. Geschichte der Wasserversorgung von den Anfängen bis 1910. Wien o. J., S. 32. [Für die Bereitstellung der Literatur sei den Wiener Wasserwerken, MA 31, herzlich gedankt!]
- 3 Vgl. Gamerith, Anni: Speise und Trank im südoststeirischen Bauernland (=Grazer Beiträge zur Europäischen Ethnologie, Bd. 1). Graz 1988, S. 157 und S. 171.
- 4 Vgl. Zucker, Hermann: Änderungen bei Nahrung und Wirtschaftsform in Furth bei Böheimkirchen (NÖ) ab 1900 (=Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde der Universität Wien, Bd. 6). Wien 1978, S. 83.
- 5 Vgl. Tomaschek, Beatrix und Albin Windbichler: Das Dorf außerhalb der Dörfer. Zur Abgeschlossenheit und Offenheit von Meierhöfen. In: Liesenfeld, Gertraud (Hg.): Lebensbilder Meierhof. Photogeschichten von Menschen und Maschinen abseits der Dörfer. Text und Bilder zur Ausstellung im Dorfmuseum Mönchhof vom 13. Juni bis 17. Oktober 1999 (=Mitteilungen aus dem Institut für Volkskunde der Universität Wien, Bd. 11). Wien 1999, S. 37-51, hier S. 40.
- 6 Vgl. Donner S. 9, 11, 13, 33 ff, 40, 59, 78 und 92.
- 7 Vgl. Tomaschitz S. 18 f.
- 8 Vgl. Schmidt, Leopold: Volkskunde von Niederösterreich. (Kap. VIII. Volksnahrung). Horn 1966, S. 346 f.
- 9 Vgl. Liesenfeld, Gertraud: Dorfmuseum Mönchhof. Ort des Erinnerns, Erhaltens, Erkundens. Texte zum Alltagsleben im Seewinkel. Wien 1998, unpag.
- 10 Vgl. Schindler, Margot: Waschtag. Altes Gerät, traditionelle Arbeitsweisen und Brauch beim Wäschewaschen (=Katalog des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. 37). Wien 1981, S. 14 ff.
- 11 Helming, Elisabeth: Waschen als Beruf – Zugehfrau, Lohnarbeiterin, Unternehmerin. In: Helming, Elisabeth und Barbara Schaffran (Hg.): Die große Wäsche. Ausstellungskatalog (=Schriften des Rheinischen Museumsamtes, Bd. 42 und Schriften des Rheinischen Freilichtmuseums – Landesmuseum für Volkskunde, Bd. 34). Köln 1988, S. 83-91, hier S. 83.
- 12 Vgl. z. B. Croutier, Alev Lytle: Wasser – Elixier des Lebens. Mythen und Bräuche, Quellen und Bäder. München 1992, S. 61-72.

Herbert Friedl

Geboren in Unterweikersdorf (Mühlviertel); nach Abschluss einer Handwerkslehre Besuch der HTBL/Abteilung Grafik. Jahrelang Gasthörer an der Hochschule für künstlerische und industrielle Gestaltung in Linz. Teilnahmen an Künstlerseminaren und Sommerakademien. Seit 1978 freischaffend tätig. Auseinandersetzung mit seinem unmittelbaren, ihn prägenden Lebensraum (Malerei, Druckgrafik, Objekte). Preise und Auszeichnungen bei Künstlerwettbewerben. Ausstellungen und Ausstellungsbeiträgen im In- und Ausland.

„Wasser!

Wasser, du hast weder Geschmack noch Farbe, noch Aroma. Man kann dich nicht beschreiben. Man schmeckt dich, ohne dich zu kennen.

Es ist nicht so, dass man dich zum Leben braucht: Du selber bist das Leben! Du durchdringst uns als Labsal, dessen Köstlichkeit keiner unserer Sinne fähig ist. Durch dich kehren uns alle Kräfte zurück, die wir schon verloren gaben. Dank deiner Segnung fließen in uns wieder alle bereits versiegten Quellen der Seele.“

Antoine de Saint-Exupéry

Diese Worte erinnern mich an meine persönlichen Erfahrungen mit Wasser.

Keiner unserer Sinne ist fähig, diesem Element gestaltend gerecht zu werden. Und dennoch war und ist das Element Wasser seit jeher Inhalt künstlerischen Gestaltens.

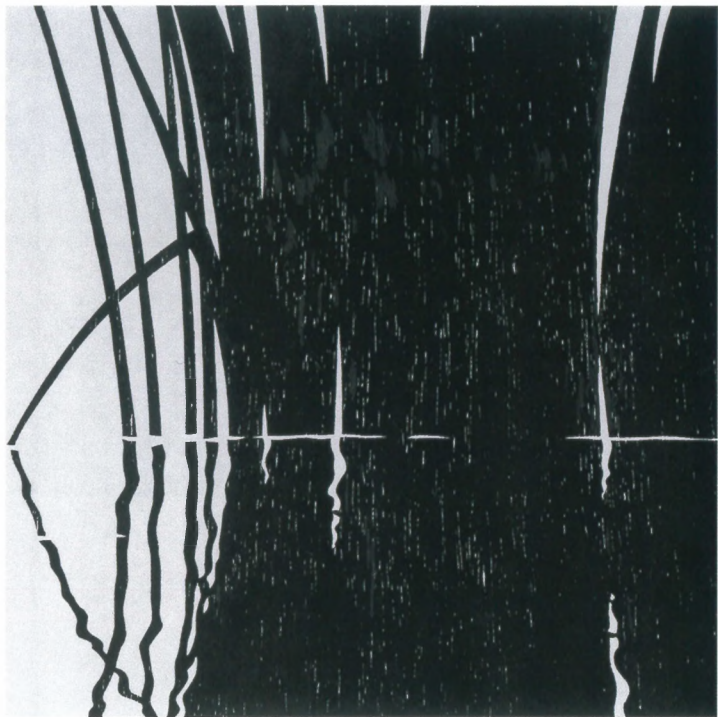
Wasser ist auch der Spiegel der Realität.

Bäume, Pflanzen, Steine, Gebäude, ... finden im Wasser ihre gegen- gleiche Entsprechung.

Ist das Wasser bewegt, werden ursprünglich statische Formen zu bewegtem Formenspiel.

Der bewusste Einsatz des elementaren Kontrastes „ruhig – bewegt“ war demnach auch mein bildnerischer Ansatz.

Die Umsetzung erfolgte in der künstlerischen Drucktechnik des Holzschnittes, reduziert auf flächiges Schwarz-Weiß und einfachste elementare Formen. Das Spiegelbild als Gegenform weist über die Realität hinaus und lässt eine vielschichtige, inhaltliche Deutung zu. Die Spiegelung ist Metapher für Vieles.



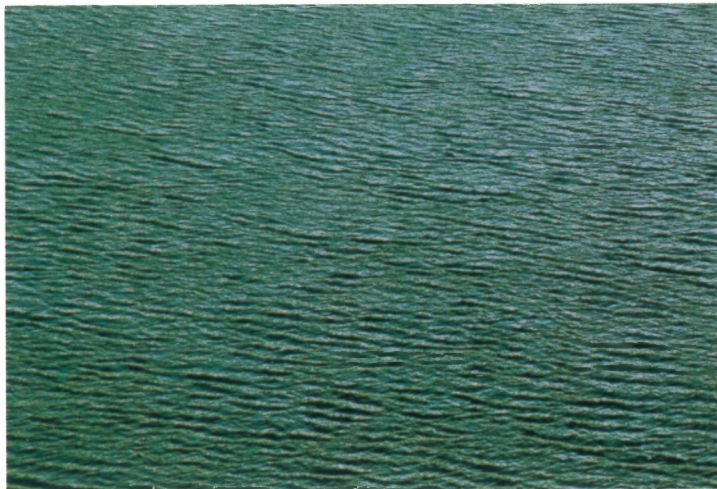
Herbert Friedl „Schilf“, 1994, Holzschnitt, 80 x 80 cm

Inge Dick

Geboren 1941 in Wien. Studium an der Hochschule für angewandte Kunst in Wien. Lebt als Malerin und Fotografin in Loibichl am Mondsee. Seit den neunziger Jahren zusätzliche intensive Auseinandersetzung mit dem Material Glas.

Inge Dick stiftet mit ihren Fotografien meditative Bildwirkungen, in denen sich Wellen- und Lichtstrukturen subtil überlagern. Mit der Fokussierung dieser Meer- und Seestücke, die sich je nach Licht- und Witterungsverhältnissen wild und eruptiv bzw. sanft und ruhig erweisen, lenkt die Künstlerin die Aufmerksamkeit auf das Material Wasser, das beinahe in stofflicher Qualität beschrieben wird. Insgesamt definiert diese Werkgruppe seit Ende der achtziger Jahre gemeinsam mit den Malereien und Polaroidfotos eine künstlerische Position, die stille Beobachtungen zu einer hohen wirkungsmäßigen Intensität führt.

Martin Hochleitner



Inge Dick: Farbfotografie, 1993/95, 90 x 135 cm

Wilhelm Scherübl

Geboren 1961 in Radstadt. Studium an der Akademie der Bildenden Künste in Wien bei Bruno Gironcoli. Diplom 1980. Stipendien des Bundes und des Landes Salzburg in Budapest und Paris. Teilnahme an internationalen Ausstellungsprojekten.

Der Begriff „Minusaquarelle“, den Wilhelm Scherübl einer Werkgruppe der neunziger Jahre gab, ist nicht nur Titel, sondern auch beschreibendes Programm eines Prozesses, in dem der Künstler einen natürlichen Vorgang bildwirksam werden läßt. Ein mit Aquarellfarben eingefeuchtetes Papier wird während der Wintermonate Minusgraden ausgesetzt, wodurch nach bestimmter Zeit Eisblumen entstehen. Die „Minusaquarelle“ weisen damit auf einer grafischen Ebene auf das für das Gesamtwerk von Wilhelm Scherübl so charakteristische Spannungsfeld zwischen Kunst und Natur, das gleichzeitig die Autorschaft bzw. ihre künstlerische Präsenz im natürlichen Kontext analysiert.

Martin Hochleitner



Wilhelm Scherübl: „Minusaquarell“, 1999, Aquarell auf Papier, 45 x 45 cm

Peter Bischof

Geboren 1934 in Wien. Studien an der Akademie der Bildenden Künste in Wien bei Herbert Boeckl und Albert Paris Gütersloh. Teilnahme an nationalen und internationalen Ausstellungsprojekten. Realisierung verschiedener architekturbezogener Kunstprojekte. Lebt seit den neunziger Jahren in Bad Wimsbach-Neydharting in Oberösterreich.

Als einer der frühesten Vertreter des abstrakten Expressionismus in der österreichischen Kunst nach 1945 fokuzierte Peter Bischof seit Anfang der sechziger Jahre immer stärker das Spannungsfeld zwischen expressiven Bildstrukturen und inhaltlichen Bezugsmomenten. Innerhalb dieser Entwicklung, aus der sich Ende der sechziger Jahre eine besondere Aufmerksamkeit auf Körperformen ergeben sollte, entstand auch die Werkgruppe der Wasseraquarelle, die in der vorrangigen Beschränkung auf Blautöne pulsiv auf Assoziationen zum Thema Wasser reagieren. Dabei erzeugt die Überlagerung von Bild- und Gestaltungsmittel eine authentische Struktur zwischen intellektuellen und impulsiven Annäherungen an diese selbstgewählte Aufgabe.

Martin Hochleitner



Peter Bischof: „Tiefe – Blau – Psyche – Wasser“, 1963,
Mischtechnik auf Papier, 44 x 69 cm

Matthias Goldmann

Geboren 1965 in Wien, Schulzeit in Wien und den USA, Verlagsvolontariat, anschließend Lektorat, Übersetzungen und Pressearbeit in Verlagen in Wien und Berkeley, Kalifornien. Freie Agentur-Tätigkeit für Buchautoren und EDV-Trainer. Lebt als freier Autor und Texter in Wien.

Lesungen, Veröffentlichungen in Zeitschriften, Anthologien und im Rundfunk, Arbeitsstipendium des BMWVK. Buchveröffentlichung: *der ruhige blick des zufalls. text-bild kooperationen. zeichnungen lorenz estermann, gedichte matthias goldmann*, Triton Verlag, Wien 1997.

Schreiben auf Wasser

Animation

Visuals: Tina Hochkogler

Es gibt keine Vorstellung über die Bedeutung des Wortes „Wasser“, die nicht selbst unmittelbar zu fließen beginnt. [...]

Trinkwasser, Brackwasser, Wasserfall, Flussbett, Zierbrunnen: Was man als Wasser sieht, ist das Licht, das es reflektiert. [...]

Die Reise flussaufwärts, Irrfahrten, Abenteuer: Dem Lauf des Wassers folgen auch die Grundformen des Erzählens. Wasser ist ein letztes Symbol für die Symbolbildung selbst [...]

In der Philosophie werden Beweglichkeit und Transparenz, Leere, Aufnahmefähigkeit, Flüssigkeit und Flüchtigkeit zum Inbild für Denken und Bewusstsein. Es gibt nichts, was nicht über Wasser geschrieben wurde, es ist eine universelle Bildfläche der Gedankenbildung, der Gefühlsäußerungen. [...]

Der Bildschirm entspricht einer Sehnsucht nach der Beweglichkeit und Wiederbeschreibbarkeit des Wassers. Er ist der Träger eines Inhalts, der erlischt, wenn der nächste dargestellt wird. Die Ober-

fläche ist letztlich ein Bewusstseinspiegel dessen, der den Blick auf sie richtet. [...]

Das Sich-hingezogen-Fühlen zum Monitor, das Hineintauchen in die Netzwerke und das weltweite Fließen der Bilder und Verwandlungen, das Hin-und-zurück der Gedanken und Wortbildungen entspricht im Sinne des „Schreibens auf Wasser“ einer Grundvoraussetzung des Bewusstseins: der beständigen Erneuerbarkeit seines Inhalts. [...]

Die semantische Zuweisung ist bei den Worten „Wasser“, „Bildschirm“ und „Bewusstsein“ nicht nur eine bereits vollzogene, vorprogrammierte, sondern immer auch eine zukünftige, noch unvorhersehbare, sie sind zugleich frei für und frei von jeder Bedeutung.

[Textauszüge aus: Matthias Goldmann, Der Bildschirm: Schreiben auf Wasser. In: Donauwelten. Ein Flussbuch, Regensburg 2000]

Matthias Goldmann schreibt literarische Texte in Form von Verzweigungsbäumen, die „Landkarten und Stadtplänen der Sprache“, Mind maps oder Wasserläufen gleichen. Die Arbeit „Schreiben auf Wasser“ geht unmittelbar von den Möglichkeiten des Computers und dem Erlebnis des Bildschirms aus.

Entscheidend ist, dass hier der Versuch unternommen wird, nicht ein bereits fertiges Konzept an das Medium Computer heranzutragen. Vielmehr wird dieser mit den ihm eigenen Möglichkeiten der Verknüpfung von Bildern und Gedanken selbst zum Medium der Textproduktion und -rezeption.

Autofahrten liefern das Sprach- und Bildmaterial: New York – Hudson Valley – Long Island. Bilder einer Landschaft, Straßenschilder, Namen von Lastwägen, Fragmente einer anderen Sprache: Der Text spricht in einer Sprache über eine andere und folgt den Erinnerungen an das Einwandern in die andere Sprache.

gelbe linien
schilder und
buchstaben
twilight dusk
die namen
sind aufgehoben
der blick im
scheinwerferkegel
taucht in die
dämmerung in der stimme leben
namen sie waren da
bevor ich etwas über
sie erzählen konnte
sie bleiben ein teil
der stimme und
mischen sich in die
silben von benach-
barten wörtern wenn
das was ich erzähle
nicht mehr wahr ist
shannon ist jetzt eine
kleinstadt in westirland
mit einem verlassenen
flughafen in den 70er
jahren war shannon die
letzte zwischenlandung
vor dem atlantik der
ausblick war eine
überraschung für den
namen das grüngrau
von wiesen und nebel
im landeanflug der
PAN AM über dem
shannon river das grau
von atlantik und rollbahn

bronx river parkway. sheridan expressway. er fuhr
von pougkeepsie nach hause. im regen von 1972. unter den kopfknochen wissen
daß erinnerungen da sind ohne
daß ich es merke in den dunkel-
kammern unter den rippen und
daß die namen sie aufsaugen
bevor sie ausgesprochen werden

Jetzt und Damals überlagern sich ebenso wie die beiden Sprachen Englisch und Deutsch. Die gegenseitige Bedingtheit von Sprache, Landschaft, Zeichen und Rhythmik bilden den Ausgangspunkt für nicht-lineare Textformen: Verzweigungen, Netz- und Gitterformen, Texte laufen um andere herum. Textteile fließen und bewegen sich so, dass aus den Worten eines Satzes weitere Texte entstehen. Als Abzweigung oder Scharnier dienen nicht nur semantische sondern auch grammatikalische oder optische Elemente.

Ein Wort ist niemals das Gleiche: Die Farbe Rot, ausgebreitet im Indian Summer der Catskill Mountains ist etwas, das umhüllt, erwärmt. In den mittleren Breiten ist Rot etwas, was vereinzelt herausleuchtet.

Die Reduktion auf die Sprache, die in der Landschaft vorgefunden wird, lässt Sprachformen und Textfiguren entstehen, die räumlich verlaufen und gleichzeitig an zwei Zeitschienen ausgerichtet sind: jener der Autofahrt und der zweiten der Erinnerung.

Die Metapher „Wasser“ verbindet sich mit dem Schwarz des Bildschirms und den ihm eigenen Qualitäten einer fließenden Oberfläche und endlosen Raums. Die Lektüre als Vorgang der Rezeption und Produktion von Gedanken und Bildern wird zu einem Navigieren in den unbekanntem Gefilden der Sprache des anderen, die doch auch die eigenen sind.

Monika Leisch-Kiesl

Herausgegeben vom
Institut für Kulturförderung des Landes Oberösterreich
Spittelwiese 4, 4010 Linz
in Zusammenarbeit mit
der Landesgalerie Oberösterreich,
Museumstr.14, 4010 Linz
und dem Ethnographischen Museum Schloss Kittsee,
Dr. Ladislaus-Batthyányplatz 1, 2421 Kittsee

Redaktion: Mag. Sonja Stanzel

Fotos: Dietmar Assmann, Inge Dick, Bernhard Ecker,
Gerald Egger, EMK, Herbert Friedl, Matthias Goldmann

Abb. Umschlag, Vor- und Nachsatz:
Inge Dick, Farbfotografie, 1993/95, 90 x 135 cm

Graphische Gestaltung: Gottfried Hattinger, Linz
Lithos: Digital Image, Linz
Druck: Gutenberg, Linz





publication PN° 1
Bibliothek der Provinz

ISBN 3 85252 385 0